Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 39 (1983)
Heft: 5

Rubrik: Wort und Antwort

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wort und Antwort

„Vor einem sprachlichen Stellungswechsel“ (Vgl. Heft 3, Seite 74)

Vorbemerkung der Schriftleitung: Wir sind von verschiedener Seite gebeten worden, die auf Kuno Raebers Aufsatz „Das (deutsch)schweizerische Sprachdilemma“ in der „NZZ“ dort eingegangenen Leserantworten auch bei uns abzudrucken. Wir kommen diesem Wunsche gerne nach, wobei wir die Antworten hier und dort gekürzt und um noch bei uns eingegangene Zuschriften vermehrt haben.

Schlechte Deutschkenntnisse

Wenn wir Deutschschweizer deutsch sprechen oder schreiben, so sollen wir nicht versuchen, bundesdeutsche Unarten oder umgangssprachliche Wendungen zu kopieren; („nee“ statt „nein“ paßt nicht in unsere Münder). Man soll uns ruhig anhören, woher wir kommen. Wir dürfen auch bedächtiger sprechen oder unsere Gedanken in kürzere Sätze kleiden; der Gehalt leidet bestimmt nicht darunter, im Gegenteil.
Bevor ich zum Rezept zur Bekämpfung des Dilemmas komme, noch eine weitere Bemerkung zu Raebers Aufsatz: Er schreibt, wir würden uns in erster Linie als Schweizer und in zweiter Linie als Zürcher oder Berner statt als Deutschschweizer bezeichnen. Vielleicht ist das wahr, bestimmt aber nicht gut. Nun, leider tut es auch der Autor, und zwar schon im Titel seines Aufsatzes! Er hat eigentlich nur über das deutschschweizerische Sprachdilemma geschrieben. Das eigentliche, schweizerische Sprachdilemma ist ein ganz anderes, und das sieht vielleicht Kuno Raeber von seiner Münchner Warte aus nicht so deutlich: Der Deutschschweizer schämt sich im Umgang mit Fremdsprachigen seiner schlechten Deutschkenntnisse und braucht deswegen unhöflicherweise seinen Dialekt oder verwendet, mehr schlecht als recht, die Sprache des Gesprächspartners, womit er mitunter den Partner beleidigt. Für uns ist eben Deutsch diejenige Sprache, in welcher wir unsere Fehler am ehesten bemerken.
Unsere Haltung schreckt unsere fremdsprachigen Landsleute ab; sie können rechtens behaupten, Deutsch zu lernen sei verlorene Liebesmüh! Bald wird die Verständigung zwischen Deutsch und Welsch noch zusätzlich schwieriger, dann nämlich, wenn die heutigen Zürcher Sekundarschüler ihre schlechten Französisch- und unterentwickelten Deutschkenntnisse ins Berufsleben bringen. Die Sprachgrenze könnte dann zu einem eigentlichen Verständigungshindernis werden.
Dieses Dilemma hat nur einen Ausweg; er ist ziemlich beschwerlich, aber bereichernd: 1. Unsere Schulen müssen die deutsche Sprache besser pflegen. 2. Der Fremdspracheunterricht muß besser werden und möglicherweise früher anfangen. So geschult, hätten wir z. B. im Gespräch mit einem Westschweizer eine eigentliche Wahlmöglichkeit zwischen einem für ihn verständlichen Deutsch und seiner Muttersprache (d. h. französisch, seitdem die französischen Besetzer 1806 die Mundarten verboten haben), oder aber es könnte jeder Partner seine Muttersprache sprechen und schreiben. 3. Wir dürfen in Radio und Fernsehen nur wenig Dialekt verwenden; alle Sendungen, die von der gebotenen Information her auch Nichtdialektsprecher interessieren, sollten hochdeutsch ausgestrahlt werden. 4. Unsere Dialekte als solche sollten gepflegt und vor hochdeutscher „Verunreini-

gung" geschützt werden. Wir sollten Schweizerdeutsch aber nicht schreiben, sondern nur im mündlichen Umgang mit Deutschschweizern verwenden (außer wir seien Dichter oder Sprachwissenschafter). Nur so können wir erreichen, daß ein friedliches Nebeneinander von Dialekt und Standarddeutsch möglich wird. *Wir könnten stolz darauf sein, unsere Muttersprache in zwei Erscheinungsformen zu beherrschen.* *Hans Ulrich Schaub*

Konsequenzen einer Verhochsprachlichung der Mundarten

Der Artikel von Kuno Raeber gehört neben der Studie von Professor Wiesmann, Basel, zu den scharfsinnigsten Analysen, die in letzter Zeit zum Spannungsverhältnis Mundart—Hochsprache erschienen sind. Immerhin muß festgehalten werden, daß die Hochsprache in der Ostschweiz noch weit sicherer in Schule, öffentlicher Verwaltung und Kirche verankert ist als etwa in Bern oder offenbar auch in der Innerschweiz.
In den Vorschlägen und Folgerungen scheint mir allerdings, daß der Verfasser den Boden der Wirklichkeit verläßt, und zwar aus zwei Gründen: Bei einer Verhochsprachlichung der Mundarten könnten nach seiner Meinung geschriebene Mundarten mindestens für eine Übergangszeit nebeneinander bestehen. Man stelle sich einmal das Tohuwabohu bei einem Schulwechsel von Kanton zu Kanton vor. An den Universitäten würde dann wohl am besten grundsätzlich Englisch eingeführt. Und wer soll die „verschiedensprachigen" Lehrmittel in den einzelnen Kantonen bezahlen? Welche erste Fremdsprache lernen die lieben Miteidgenossen lateinischer Zunge?
Raeber meint sodann, der Schweizer werde erst durch die volle Akzeptierung seiner Sprache, die er nun einmal für die einzige ihm wirklich zugehörige halte, wirklich „frei und unabhängig". Es könnte aber ebensogut sein, daß der Weg über die Stationen von 1499 und 1648 direkt zur Auflösung des Staates führte. Die „Helvetisten" glauben offenbar in jakobinischer Naivität auch nach zwei Weltkriegen immer noch an die notwendigerweise sprachlich untermauerte „nation une et indivisible". Was aber wird dann aus den lateinischen Sprachgruppen? Schweizerischen Schweizern stehen dann mit zwingender Logik Minderheitsschweizer gegenüber, und Roland Béguelin fände eine späte Bestätigung seiner Theorien. Mir scheint es wahrscheinlicher, daß die übersteigerte Mundartvergötzung wieder verebbt; sie ist ja — man betrachte in abgeschwächter Form ähnliche Verhältnisse in Baden-Württemberg und Bayern — durchaus keine allein dastehende Erscheinung, und selbst aus dem österreichischen Hurdestani (nach dem inzwischen verstorbenen früheren Erziehungsminister Felix Hurdes) wurde längst wieder Deutsch. *L. Bernauer*

Schriftmundart, Französisch oder doch Hochdeutsch?

Kuno Raeber dürfte leider recht haben: will sich die alemannische Schweiz von ihrer Sprachschizophrenie befreien, sollte sie es wagen, sich vom Hochdeutschen zu lösen. Ein Volk mit absterbendem Willen zur integrierenden geistigen Kultur und mit einem krankhaften Drang zur Isolation braucht eigentlich keine Kultursprache. Der heute paradoxerweise gerade von progressiven Intellektuellen geschürte Haß gegen das Hochdeutsche dürfte wohl tiefere Wurzeln haben als nur die Erfahrungen der letzten 50 Jahre: ein genetisch fixiertes stammesfeindliches Ressentiment, das im Computerzeitalter von den Verantwortlichen für die Zukunft des Landes wieder geweckt werden soll! So traurig es auch sein mag, steht jedem Volk das Recht zu, sich seine eigene Zukunft zu verbauen.

Ist nun aber Schweizerdeutsch als erste Nationalsprache der Schweiz wirklich geeignet? Abgesehen von seiner lexikalischen und syntaktischen Armut, wegen der auch der Basler oder Stadtzürcher Dialekt als wissenschaftliche und wirtschaftliche Sprache unbrauchbar ist — und bleiben wird, außer die verschiedenen Dialekte würden homogenisiert und durch massive Importe bereichert —, wird Schweizerdeutsch von aus- und inländischen Ohren als vulgär empfunden und gemeinhin auch (im Welschland als „schnoque") belächelt. Zurück zum „Buuredütsch" also, und das gerade in einer Zeit, da die Schweiz kein Bauernstaat mehr ist, sondern zu den höchstentwickelten Ländern zählt, in einer Zeit auch, in der die Kommunikation immer wichtiger, ja lebenswichtig wird?
Sollten sich die verkrampften Schweizer Intellektuellen, die solches befürworten, doch noch fragen, ob sie ihrem Lande und seiner Zukunft damit nicht einen gewaltigen Bärendienst erweisen würden, müßten sie sich auch noch überlegen, falls das Hochdeutsche keine Chance mehr haben sollte, ob sich nicht eine andere Hochsprache besser eignen würde als ein homogenisiertes Schweizerdeutsch. Am geeignetsten könnte sich gegenwärtig vielleicht das Französische erweisen — eine Sprache, die wohl jeder Deutschschweizer perfekt zu beherrschen glaubt, die in den führenden Schichten Tradition hat und deren orthografische Schwierigkeiten sich von eifrigen Schülern doch sicher bewältigen ließen. So zumindest wäre der alemannischen Schweiz eine letzte Chance geboten, aus ihrer zunehmenden linguistischen Isolation zu kommen. So wäre vielleicht auch die Gefahr gebannt, daß sie ihre prominente Stellung zugunsten der Romandie verliert und zu einem folkloristischen Reservat wird.
Oder wäre die Beibehaltung, ja die energische Förderung der deutschen Hochsprache als absolut notwendige und belebende Koine nicht der gescheiteste politische Entschluß der Schweiz an der Schwelle des dritten Jahrtausends?

Franz Clara

Englisch als erste Fremdsprache?

Es ist kein Zufall, daß der vermehrte Gebrauch der Mundarten anstelle des Hochdeutschen mit der Zunahme und der allgemeinen Verbreitung des Wohlstandes zusammengefallen ist. Das Selbstwertgefühl der Wohlstandsgeneration ist bemerkenswert groß, weshalb sich eine besondere Anstrengung zu seiner Vergrößerung erübrigt, z. B. mit einer perfekten Beherrschung der deutschen Hochsprache. Die Regression ins sprachliche Kindesalter, die nach Raeber in den letzten Jahrzehnten in der deutschen Schweiz stattgefunden hat, hat aber auch etwas mit Bequemlichkeit zu tun. In der welschen Schweiz entwickelte sich das Verhältnis der Bevölkerung zur Mundart in entgegengesetzter Richtung. Die welschen Idiome sind ausgestorben, die Hochsprache ist zur Muttersprache geworden. Dem Verlust des Dialektes steht ein Gewinn an Ausdrucksvermögen und Gewandtheit beim Gebrauch der Hochsprache gegenüber.
Durch die „Mundartwelle" ist das schweizerische Sprachdilemma größer geworden. Die Welsch- und Italienischschweizer haben kein Interesse daran, einen Schweizer Dialekt oder eine deutschschweizerische Hochsprache zu erlernen. Angesichts der vielen Kenntnisse, die heute erworben werden müssen, ist es für die Mehrzahl der Jugendlichen auch nicht mehr sinnvoll, mehrere Fremdsprachen zu erlernen. Man sollte sich im Sprachunterricht auf zwei Sprachen konzentrieren, und zwar auf die eigentliche Muttersprache bzw. ihre Hochsprache und auf eine Fremdsprache, die zugleich eine Weltsprache ist. Die letztere kann heute nur die englische sein.

P. Flückiger

Das eine tun und das andere nicht lassen! Mundart und *Hochsprache!*

Meine Muttersprache ist Baselditsch. Es ist die Sprache, in die meine Mutter mich eingeführt hat, wie auch die Sprache meiner Kindheitsumwelt, was wohl ebenso bedeutungsvoll ist.
Das Hochdeutsche lernten wir in der Schule sehr gründlich. Das war vor rund sechzig Jahren. Natürlich war es die erste „Fremd"-Sprache, denn wir mußten Imperfekt, Futurum und neue Satzbildungen lernen, ganz abgesehen von der Aussprache. Zur richtigen Muttersprache konnte das Hochdeutsche nicht werden.
Was ist überhaupt „Muttersprache"? Als ich eine völlig zweisprachige Finnin, die seit Kindheit Schwedisch ebenso wie Finnisch beherrscht, danach fragte, überlegte sie einen Augenblick und erklärte dann: „die Sprache, in der ich zähle und bete." Am Churer Postschalter beobachte ich etwa, wie eine Angestellte auf ungewohnte Art die Posten der verkauften Briefmarken zusammenzählt: sie tut es in ihrer Muttersprache, Rätoromanisch. Nur in meiner Muttersprache kann ich — und konnte ich im Ausland — mit kleinen Kindern und Tieren sprechen. „Du härzig Buscheli" könnte ich niemals ersetzen durch „Du süße Kleine"!
Ob eine Mundart zur Schriftsprache werden sollte, ist eine rein theoretische Frage. Die Wahl eine der deutschschweizerischen Idiome wäre ebenso heikel wie die Wahl eines der rätoromanischen Idiome in Graubünden. Das heißt aber nicht, daß nicht gerade Mundartdichtung sehr wertvoll sein kann. Denken wir an Rudolf von Tavel oder Johann Peter Hebel!
Es bleibt unangefochten, daß wir eine Hochsprache benötigen für öffentliche Erlasse, intellektuelle Arbeiten, den schriftlichen Verkehr. Auch die Rätoromanen suchen eine Lösung dafür. *Für uns Deutschschweizer ist das Hochdeutsche gegeben, und es ist von großer Bedeutung, daß die Hochsprache gut und gründlich erlernt wird.* Denn nur so kann sie verstanden und verständlich gesprochen werden, und nur so wird sie wirklich gelesen und geschrieben. Darum sollte der Schulunterricht von der zweiten Schulklasse an auf Hochdeutsch erteilt werden, wie dies früher der Fall war.
Für Vorträge, Voten in Parlamenten, Radio- und Fernsehsendungen von allgemeinem Interesse eignet sich das Hochdeutsche in der Regel besser. Zudem kann es von den anderssprachigen Schweizern eher verstanden werden. In allgemeinschweizerischen Zusammenkünften zeugt der Gebrauch einer schweizerdeutschen Mundart von wenig Rücksicht den eine romanische Sprache sprechenden Miteidgenossen gegenüber.
Hingegen ist es sinnvoll, Reden für deutschsprechende Schweizer, die das Gemüt ansprechen wollen, in der eigentlichen Muttersprache zu halten.
Darum: sowohl Mundart als auch Hochdeutsch — jeder Sprachausdruck an seinem Ort und zu seiner Zeit. *Hedda Trepp-Fredenhagen*

Mundart, Umgangssprache, Schriftsprache

Bei uns in der deutschen Schweiz, wo eine Zweiteilung Mundart/Schriftsprache besteht, weiß es offenbar heute noch niemand, daß es im übrigen deutschen Sprachgebiet diese drei Dinge gibt: Mundart, Umgangssprache, Schriftsprache. Die Schriftsprache (Hochsprache) wird nirgends gesprochen. Daher unsere Abneigung. Kuno Raebers Behauptung, in der Bundesrepublik sei „Hochdeutsch auch Umgangssprache", ist falsch. Wenn er schon in München wohnt, sollte er etwas mehr Ludwig Thoma lesen. Die Lausbubengeschichten zum Beispiel. In welcher Sprache sind die denn geschrieben? Mundart ist es nicht. Schriftsprache auch nicht. Was denn? Eben. *Fritz Güttinger*